Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 1

Artikel: Der Staatsmann
Autor: Salis, J.R. von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759438

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Staatsmann

Von J. R. von Salis

Ueber die Eigenschaften und die Tätigkeit des Staatsmannes sind zahlreiche und oft widersprechende Vorstellungen und vorgefasste Meinungen verbreitet, die sein Bild mit einem aus Gunst, Hass und Unverständnis geflochtenen Legendenkranz umgeben. Das ist nicht verwunderlich, gibt es doch keinen anderen Menschentypus, der mit der gleichen Vordringlichkeit und Ausdauer im Licht der Oeffentlichkeit steht. Die Oeffentlichkeit, d. h. das öffentliche oder politische Leben ist geradezu das Objekt der handelnden und gestaltenden Tätigkeit des Staatsmannes, und zwar ein ausserordentlich lebendiges, vielgestaltiges und mit Affekten behaftetes Objekt, so dass selbstverständlich dessen Reaktionen auf die Aktionen des Staatsmannes nicht ausbleiben können. Dieser hat diese Reaktionen überdies nötig, er ist nicht wie der Bildhauer, der sein Kunstwerk in den geduldigen Ton formt; viel eher könnte man ihn an die Seite des Arztes stellen, der seine Kunst und Wissenschaft am menschlichen Organismus ausübt. Es gibt Gebiete — es sind diejenigen, die sich mit dem Leben befassen —, wo der Sprachgebrauch selbst schwankt, ob er sie der Kunst oder der Wissenschaft zuordnen soll. Man sagt Staatskunst, aber es gibt auch eine Staatswissenschaft; ihr benachbart ist die Kriegskunst — und die Militärwissenschaft; der Arzt ist ein Diener der Heilkunst, aber auch ein Heilkundiger und Wissenschafter. In einem Gespräch hat Napoleon von „politischer Heilkunde" gesprochen. Diese Vergleiche, die mehr sind als blosse Bilder, deuten an, dass es der Politiker und Staatsmann mit dem organischen Leben zu tun hat; denn dass Völker, Nationen, menschliche Kollektivitäten Organismen sind, die natürliche Anlagen haben und dem

Einfluss der Umwelt unterliegen, bedarf wohl keines Beweises mehr.

Der Staatsmann selbst ist anfänglich wie jeder Mensch ein Produkt seiner Umwelt, ein Sohn seiner Nation, ein Angehöriger seines Standes oder seiner Klasse, ein Kind seiner Zeit. Aeussere Umstände bedingen seine Laufbahn, unter der Voraussetzung, dass er die Umstände zu benutzen versteht. Durch die Begegnung einer Persönlichkeit mit einer bestimmten historisch-politischen Lage entsteht die Voraussetzung einer öffentlichen Laufbahn — vorausgesetzt, dass der Betreffende veranlagt und willens ist, in der Oeffentlichkeit eine Rolle zu spielen. Man vergesse nie, wenn man die Biographie einer zu öffentlichem Wirken bestimmten Persönlichkeit zur Hand nimmt, den historischen und psychologischen Moment zu erkunden, der diese Persönlichkeit in ihre Laufbahn geworfen hat — mit der unwiderstehlichen Gewalt eines Schicksals. Man kann dann z. B. feststellen, dass der Leutnant Bonaparte beim Ausbruch der französischen Revolution zwanzig Jahre alt war, dass Metternich im Augenblick, wo er sich ganz dem Leben eines Landedelmannes widmen wollte, nach der Niederlage bei Austerlitz von seinem Kaiser als Botschafter nach Paris gesandt wurde, dass der junge Bismarck 1847 als Stellvertreter des erkrankten Abgeordneten von Brauchitsch in den Vereinigten Landtag einzog und sogleich in Konflikt mit der liberalen Opposition geriet und so fort. Dieser „Schlag auf die Seele" — der Gymnasiast Lenin erhielt ihn, als sein Bruder von der Justiz des Zaren wegen revolutionärer Umtriebe zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde — ist fast in jeder wirklichen Staatsmännerlaufbahn zu finden. — Denn ein Mann, der in seinem Leben eine grosse Wirkung auszuüben berufen ist, ist in einem gewissen Sinne fast immer ein Gezeichneter. Auch in unserer Zeit sehen wir Persönlichkeiten am Werk, bei denen wir zu erraten glauben, dass sie Gezeichnete sind; wenn es auch keine verschiedenartigere Männer gibt als Roosevelt und Hitler, so wissen wir von dem einen, dass er aus seiner Erkrankung an der Kinderlähmung und ihrer entsagungsvollen Ueberwindung unerhörte Energien schöpfte, und vom anderen, dass nach seiner Rückkehr aus dem Felde seine völlige Verlassenheit und Nichtigkeit, vereint mit dem Schmerz über die

Niederlage Deutschlands und einem unergründlichen Ressentiment gegen die Juden, in ihm Kräfte weckten, die ihn befähigten, seine mitreissende Agitation zu entfesseln.

Entscheidend für die Art der Politik eines Mannes, der die Berufung in sich trägt, sind seine soziale Stellung, seine Charakteranlagen und seine geistigen Fähigkeiten. Es ist sehr wichtig für die Art der politischen Betätigung, ob ein Mann als Deklassierter oder Abtrünniger in das öffentliche Leben tritt, wie etwa Mirabeau und Talleyrand, oder als Emporkömmling, wie so manche Volksführer, Revolutionäre oder Kandidaten der Diktatur. Es ist wiederum etwas für sich, ob einer zum Herrscher geboren wurde, wie die meisten Fürsten — wobei hie und da, wie bei Elisabeth von England, Heinrich IV. von Frankreich, Peter dem Grossen von Russland, Friedrich dem Grossen, Katharina der Grossen, die Zufälle der Geburt, der Erbfolge oder der Heirat einen Hochbegabten oder Berufenen auf die Stufen des Thrones hoben. Selbstverständlich ist die häufigste Erscheinung diejenige des Politikers, der seiner Herkunft und sozialen Stellung entsprechend und im Rahmen der bestehenden Ordnung zu Amt und Würde kommt; denn schliesslich sind Krisenzeiten, in denen ausserordentliche Laufbahnen mehr oder weniger abseitiger oder abenteuerlicher Männer gedeihen wie in einem Treibhaus, die Ausnahme. In Zeiten und in Staaten, wo die soziale Ordnung festgefügt erscheint und an den Grundsätzen und Institutionen, auf denen das Staatsleben beruht, nicht gerüttelt wird, sind auch die Wege, die der Politiker zu hohen Staatsämtern einschlagen muss, vorgezeichnet. Es bildet sich dann häufig, wie etwa im Senatorenstand des republikanischen Rom, im Adel und im Klerus des mittelalterlichen Europa, im Bürgertum des modernen Europa, in den Oligarchien, wie sie in verschiedenen Ausprägungen die Republik Venedig, das alte England, das alte Bern sahen, ein soziales Milieu aus, das durch Tradition, Erziehung und Reichtum für ständigen Nachwuchs des politischen Personals sorgt. Für das Zeitalter des Absolutismus, in dem die Monarchen danach trachten mussten, den hohen Adel von der effektiven Ausübung der Macht im Staate auszuschliessen, ist es charakteristisch, dass sowohl die Tudors in England wie auch die Bourbonen in Frank-

reich mit Vorliebe einfache Bürgersöhne und arme Kleinadelige zu Ratgebern und Ministern erhoben. Viele Familien, die berufen waren, während Jahrhunderten an der Regierung Englands mitzuwirken — wie die Cavendish, Cecil, Seymour, Russell — hatten ihren bescheidenen Ursprung in den Kanzleien der Könige aus dem Hause Tudor. Ein Richelieu musste sich als Sohn einer Witwe aus einer wenig begüterten Landadelsfamilie auf dem Umweg über das Episkopat zum Höfling und Günstling der Königin hinaufarbeiten, um dann als Erster Minister Ludwigs XIII. die Staatsallmacht gegenüber den renitenten Grands seigneurs und ihren zerbröckelnden Vorrechten durchzusetzen. Ludwig XIV. fand in dem Sohn eines Tuchhändlers aus Reims, Colbert, den unermüdlichen, integren, klugen, aktiven Diener der Krone Frankreichs. Die „noblesse de robe", die spät geadelten Bürger-, Magistraten- und Beamtenfamilien, waren das grosse Reservoir, aus dem das französische Königtum bis zur Revolution seine Diener schöpfte, wie sich in England aus den „squires", den ländlichen Grundbesitzern, die Mitglieder des Unterhauses und teilweise das Regierungspersonal rekrutierten. Die Könige von Preussen hatten ihre Junker, allerdings in erster Linie Offiziersadel, die aber auch als hohe Beamten und Minister Verwendung fanden und denen sich früh schon der bürgerliche preussische Beamtenstand zugesellte. Der Liberalismus und die Demokratie des 19. Jahrhunderts hatten bis auf unsere Tage nicht weniger als die früheren Staatsformen ihre Rekrutierungsbasis in einem bestimmten Stand; in Frankreich bedeuteten die Revolutionen von 1830 und 1848 hauptsächlich, dass eine neue Schicht und ein neues Personal ans Ruder kamen: das Bürgertum. Thiers, der den bedeutendsten Staatsmännern Frankreichs zuzuzählen ist, dürfte als Bürgerssohn aus der Provinz, der in Paris die Rechte studiert und dann eine Zeitung gegründet hat, um damit ein Machtinstrument in die Hand zu bekommen und seinen Namen bekannt zu machen, geradezu einen für die nachfolgenden hundert Jahre charakteristischen Politikertypus geschaffen haben.

Die Veranlagung, der Charakter und die geistigen Fähigkeiten machen allerdings erst den begnadeten Politiker und Staatsmann aus. Für die naturgegebene Begabung und Bestimmung eines Menschen gibt es letzten Endes keine Er-

klärung: warum einer als Musiker, als Mathematiker oder als Staatsmann geboren ist, bleibt Geheimnis. Aber man kann sagen, dass einer ein „politischer Kopf" ist, oder dass er es nicht ist — und alles Wissen, alle Erziehung, alle Gunst der Umstände, selbst der Einblick in das Getriebe des Staatslebens befähigen einen Mann nicht dazu, ein Staatsmann zu werden, wenn ihm die unerklärliche Begnadung und Berufung, wozu natürlich auch das sogenannte „Format" zu rechnen ist, abgehen. Es wäre ein grosser Irrtum zu glauben, Politik sei ein „Fach". Das ist sie bestimmt nicht. Hätte er ein Fachmann werden wollen, dann hätte Metternich die Naturwissenschaften studiert, denen seine Neigung gehörte, Napoleon wäre Mathematiker geworden oder Artillerieoffizier geblieben, und Clemenceau wäre bei der Medizin geblieben. Es ist gar nicht so paradox, wie man manchmal mit billigem Spott glaubt bemerken zu können, dass oft Männer an die Spitze eines Ministeriums beziehungsweise eines Ressorts gestellt werden, von dem sie nach ihrer bisherigen Betätigung oder ihrer früheren Ausbildung zu urteilen keine oder nur wenige Kenntnisse haben dürften. In solchen Fällen genügt ein sicheres Urteil, eine gute Aufnahmefähigkeit, ein klarer Sinn für die Rangfolge der zu behandelnden Fragen, eine einfühlende Intelligenz und — ganz besonders — die Fähigkeit, die richtigen Mitarbeiter auszusuchen. Besitzt dazu der Minister die unerlässliche Gabe der Autorität, dann wird er sein Amt, das ja von dem des Beamten und des Spezialisten völlig verschieden ist, auch zweckentsprechend ausfüllen können. Die Hauptsache ist, dass er als Regierungsmann den Ueberblick über das Ganze behält, die Interessen, die er zu vertreten hat, richtig beurteilt, sein Ziel konsequent verfolgt und in der Wahl der Mittel eine glückliche Hand hat. Die Kleinarbeit überlässt er den ausführenden Organen, aber die letzte Entscheidung muss er sich immer vorbehalten.

Man kann die ausschlaggebenden Eigenschaften des Staatsmannes nur aufzählen — sie lassen sich nur insofern erlernen, als der Betreffende aus dem Leben selbst zu lernen versteht, seine Erfahrungen, auch die schlimmen, verwertet, als Handelnder und ewig Aufnehmender Kenntnisse sammelt, aber doch nicht in der Art des Gelehrten, von dem ihn der Abgrund

trennt, der sich zwischen Aktion und Kontemplation auftut. Es ist klar, dass die Beherrschung der Regierungskunst eine Anzahl von sozusagen handwerklichen Kenntnissen voraussetzt, soll sie nicht in den möglicherweise unheilvollsten Dilettantismus ausmünden. Beherrschung des „Métiers", Format, Autorität, Haltung, Bildung — oder doch Bildungsfähigkeit, wenn, was gerade bei der politischen Laufbahn oft unvermeidlich ist, die angemessene Spezialausbildung fehlt — sind Voraussetzungen der Meisterschaft. Diese wird jedoch nie erreicht, wenn nicht ausgezeichnete Menschenkenntnis und dazu die Kunst der Menschenbeeinflussung, des Menschenfangs und der zweckentsprechenden Behandlung und Verwendung der Menschen kommt. Der Staatsmann ist ein grosser Menschenbraucher. Wehe, wenn er keine anderen Menschen ausser mittelmässigen und gefügigen Werkzeugen in seiner Nähe dulden kann — wie Napoleon, für dessen Bedürfnisse ein Talleyrand und selbst ein Fouché auf die Dauer zu selbständige und bedeutende Persönlichkeiten waren, sodass sie als seine Mitarbeiter ausscheiden mussten! Ein Politiker, der zu jenen Menschen gehört, die alles besser wissen und keine fremden Meinungen dulden, verschüttet mit eigener Hand die Quellen seiner Inspirationen — denn Menschen, auch die bedeutenden und schöpferischen, zehren immer nur von anderen Menschen. Es wird gesagt, dass der Präsident Roosevelt die Kunst, frei von aller Pedanterie und Konvention Menschen zu verwenden und richtig einzusetzen, sie die Probleme studieren zu lassen oder sie mit deren Lösung zu betrauen, in einem ausserordentlichen Mass beherrscht. Aus einer solchen Kunst der Menschenverwendung und des Menscheneinsatzes ergeben sich reiche Möglichkeiten; ein Ludwig XIV., der kein Genie war, aber gesunden Verstand und Menschenkenntnis besass, verdankte vielleicht dieser Kunst die Grösse seiner Regierungszeit. Von einer wie grossen Wichtigkeit z. B. die Wahl der militärischen Führer ist — die ja immer von der politischen Staatsleitung getroffen werden muss —, lehrt die Kriegsgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tag.

Eine andere wesentliche Eigenschaft des Staatsmannes ist der Realitätensinn, wobei wir selbstverständlich nicht einen gewissen grossprecherischen sogenannten „Realismus" und auch

nicht irgendeinen missverstandenen „Machiavellismus" in Form eines selbstsüchtigen und kleinlichen Ränkespiels im Auge haben. Der wahre Realist arbeitet für die Dauer, als solider Baumeister, was richtige Einschätzung aller Umstände und Möglichkeiten voraussetzt; die Hindernisse nicht zu unterschätzen, doch nur um auf die geeignetsten Mittel zu sinnen, sie zu überwinden oder sie zu umgehen, gehört zu dem so verstandenen Realismus. Politik ist im übrigen nur insofern die „Kunst des Möglichen" als ein bedeutender Politiker gelegentlich auch Dinge möglich macht, die einem zaudernden oder schüchternen Gemüt unmöglich schienen. Ganz besonders muss der Staatsmann die Fähigkeit besitzen, die Folgen einer Entscheidung in seine Rechnung einzubeziehen; denn es nützt ihm nichts und kann sich eines Tages gegen sein eigenes Werk richten, wenn er durch seine momentane Machtfülle oder eine vorübergehende Schwäche oder Verlegenheit seines Gegners verführt, sich Gewalttätigkeiten und Uebergriffe zuschulden kommen lässt, die Abwehrkräfte und Gegengewalten wecken, deren Macht seiner eigenen gefährlich werden können. Bismarck gehörte sicherlich zu den virtuosesten Rechnern der Weltgeschichte, als er bei der Lösung der deutschen Frage zugunsten Preussens in einer Weise verfuhr, bei der zwar Gewaltanwendung eine grosse Rolle spielte, aber Umsicht und Diplomatie eine noch grössere, so dass er letzten Endes nur mit energischen Mitteln für beschränkte Ziele gearbeitet und durch diese kluge Selbstbeschränkung erreicht hatte, dass die Bildung einer Koalition gegen das junge Preussen-Deutschland vermieden werden konnte. Ja, er hatte die anderen Grossmächte derart zu schonen und die ehemaligen Feinde hinlänglich zu beruhigen vermocht, dass er am Berliner Kongress als der Schiedsrichter zwischen den Mächten auftreten konnte. Der Hauptfehler seiner Nachfolger ist wahrscheinlich darin zu sehen, dass sie nicht wie der sogenannte „eiserne", in Wirklichkeit aber sehr vorsichtig rechnende Kanzler das „cauchemar des coalitions" hatten, sondern die anderen Mächte vor den Kopf stiessen.

Ein Zauderer ist der Staatsmann nur, solange es seiner Sache nützt, aber er wird die Gelegenheit im Flug ergreifen, wenn sie sich bietet: dann wird er ohne zu zögern sich ent-

scheiden und handeln. Verantwortungs- und Risikofreude gehören geradezu zum Staatsmann, denn nur, wer den Sinn für das Handeln — den „sens de l'action" — und damit das Zeug zum Kämpfer in sich hat, taugt zum Politiker. Wer nicht kämpfen, wer nichts riskieren, wer sich nicht für oder gegen eine Sache entscheiden, ja wer sich nicht, wenn nötig, kompromittieren will, ist keine Politikernatur. Wie am schöpferischen Künstler, so haftet auch am Politiker von Rang etwas Fragwürdiges, etwas tief Problematisches, worüber sich Napoleon am Abend des Tages, an dem er den Herzog von Enghien erschiessen liess, folgendermassen äusserte: „Darf ein Staatsmann gefühlsvoll sein? Ist er nicht eine vollkommen für sich stehende Persönlichkeit, einerseits immer allein, andererseits immer mit der Welt? Sein Fernglas ist seine Politik, er muss nur darauf achtgeben, dass es die Dinge nicht verkleinert noch vergrössert. Und während er die Gegenstände mit Aufmerksamkeit beobachtet, muss er gleichzeitig darauf bedacht sein, die Fäden, die er in seiner Hand hält, zu bewegen. Der von ihm geführte Wagen ist oft mit ungleichen Pferden bespannt... Ihr werdet sehen, dass jene grossen Persönlichkeiten, die ihr für heftig, grausam und was weiss ich alles haltet, nichts weiter als Politiker sind! Sie kennen sich, sie beurteilen sich besser als ihr, und sind sie wirklich geschickt, so wissen sie auch ihre Leidenschaften zu beherrschen, denn sie gehen so weit, dass sie deren Wirkung berechnen." Es ist zwar ein weiter Weg vom Zaudern oder von der Bedenklichkeit bis zur Verwendung der Leidenschaft und des Verbrechens als Mittel der Politik — und vielleicht wenn Gewaltnaturen und Despoten zur Rechtfertigung eines Verbrechens, wie die Erschiessung des Herzogs von Enghien eines war, über die ungewöhnlichen Mittel theoretisieren, die ein grosser Staatsmann bisweilen anwenden müsse, wirken ihre Worte allzu sehr als ein Plaidoyer pro domo. Talleyrand, der sich gut auskannte und mit einer tiefen Skepsis die Kunst der Menschenführung beurteilt hat, sagte einmal: „Es ist schlimmer als ein Verbrechen, es ist ein Fehler." Ob er damit ausdrücken wollte, dass ein politisch zweckmässiges Verbrechen entschuldbar sei und nur dasjenige verurteilt werden müsse, das politisch ein Fehler ist, geht aus seiner Aeusserung nicht

hervor. Doch war Talleyrand wie alle grossen Skeptiker keineswegs unmenschlich. Kaum ein Mann der Weltgeschichte hat es aber so wie Augustus verstanden, äusserste Härte und vollkommene Milde je nach den Umständen walten zu lassen. Am Anfang seiner Laufbahn hatte die sogenannte Bestrafung der Mörder Cesars, die aber in Wirklichkeit auf eine Proskription der Häupter der republikanischen Partei hinauslief, die fürchterlichsten und blutigsten Formen angenommen; doch Augustus vermied den Fehler, aus dem Terror oder der Härte ein System zu machen, er hat im Gegenteil nach der Niederwerfung des inneren Gegners seine lange und unvergleichlich grossartige Regierungszeit dazu verwendet, unter Verwendung der republikanischen Tradition und des bestehenden Rechts eine Ordnung aufzubauen, deren Stärke in der Vereinigung der striktesten Legalität mit der tatsächlichen Errichtung einer absoluten Monarchie lag.

Friedrich Hebbel erzählt in seinem Tagebuch von einem Besuch, den er in Begleitung eines Freundes dem fünfundachzigjährigen Fürsten Metternich im Park seines Schlosses abgestattet hatte. Der greise Staatsmann erzählte seinen Besuchern die Entstehung des Parks, der auf seine Anordnung gepflanzt worden war, und es schien, als ob nur seine Bäume seine Rasen und seine Gärtner seinen Geist beschäftigen würden. Als sich auf dem Heimweg Hebbels Begleiter über dieses Gesprächsthema wunderte, erwiderte ihm der Dichter, da der Fürst in seinem Park war und dort seine Besucher empfangen habe, sei es im Gegenteil angemessen gewesen, über den Park zu sprechen: „Dieser Mann weiss im rechten Moment das rechte zu tun und das ist die Hauptsache." Dieses Wort trifft das eigentliche Problem der Politik und daher des Staatsmannes: im rechten Moment das rechte zu tun wissen. Diese Feststellung bezog sich auf den Mann, der nach der Niederlage von Wagram und dem Zusammenbruchs Oesterreichs dem Kaiser Franz den Rat erteilte, die Werbung Napoleons um seine Tochter, die Erzherzogin Marie Louise, anzunehmen, was selbstverständlich weder vom Kaiser von Oesterreich noch von seinem Kanzler als ein Mittel betrachtet wurde, die Macht Napoleons zu konsolidieren oder mit ihm verpflichtende Bande der Verwandtschaft zu

knüpfen, sondern ausschliesslich als ein momentaner, durch die Verhältnisse und die Staatsraison gebotener Ausweg aus einer schwierigen Situation. Denn Metternich war gerade in diesem Augenblick felsenfest davon überzeugt, dass er Napoleon werde von seiner Machthöhe herabstürzen können. Er tat also nur das rechte im rechten Moment. Als dann vier Jahre später, im Juni 1813, Metternich seine berühmte Unterredung mit Napoleon in Dresden hatte, gestand ihm dieser, er habe „einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Oesterreich zu heiraten." Metternich stimmte zu und sagte: ja, „Napoleon der Eroberer hat einen Fehler begangen." Und wie ihn nun dieser frägt: „Der Kaiser Franz will also seine Tochter entthrohnen?", versetzte der österreichische Kanzler: „Der Kaiser kennt nur seine Pflichten, und die wird er erfüllen. Was auch immer das Los seiner Tochter sein möge, Kaiser Franz ist vor allem Monarch, und das Interesse seiner Völker wird immer die erste Stelle in seinen Berechnungen einnehmen." In diesem Augenblick ergreift man klarer, als alle theoretischen Erörterungen es vermöchten, bei welchem Partner in diesem über das Schicksal Europas entscheidenden Kampfe der staatsmännische Blick und Sinn war. Kurz vor seinem Tode sagte Metternich noch von diesem Gegner, über den er triumphiert hatte: „Napoleon hatte grosse Eigenschaften. Er personifizierte die Revolution, die er scheinbar unterdrückt hatte. Sein Geist konnte mich nicht blenden, er war kein Staatsmann." Jedenfalls hat Napoleon gerade die Kunst, im rechten Moment das rechte zu tun, nicht immer verstanden. Er hat Fehler gemacht, die sich rächen mussten, und während seiner langen Verbannung auf Sankt Helena scheint ihn eine Ahnung beschlichen zu haben, als er zu Las Cases äusserte: „Ein Mann wird nicht ungestraft einen anderen zugrunde richten. Lässt ein Sultan nach seinem Belieben Köpfe abschlagen, so ist der seinige gerade darum am meisten in Gefahr, dasselbe Schicksal zu erleiden. Das ist nun einmal so: jeder Exzess muss sich auf eine oder die andere Seite ableiten. Was der Ozean auf der einen Seite überschwemmt, verliert er auf der andern. Und schliesslich scheitert doch einmal die Macht des Herrschers an dem Gewohnten und durch die Sitten Geheiligten." Die Absage an den Ex-

zess aus diesem Munde nimmt sich wunderlich genug aus. Jedenfalls ist das Exzessive, Grenzenlose, Formlose, wie in jeder Kunst, ja wie im Menschenleben schlechthin, letzten Endes auch in der Staatskunst ein selbstzerstörerisches Beginnen. Der Exzess ist höchstens in Augenblicken der Krise, der Revolution, der Unterdrückung eines Staatsfeindes als äusserstes, zum mindesten fragwürdiges Mittel, aber niemals als Dauerzustand möglich. Wie wenig er die ordnende, der Berechnung entsprungene, dem eigenen Willen gehorchende Staatskunst gemeistert hat, gibt Napoleon indirekt in einem andern Gespräch auf Sankt Helena zu, wenn er sagt: „Ich bin also in Wirklichkeit niemals mein eigener Herr gewesen, sondern habe mich stets von den Umständen leiten lassen, und zwar dergestalt, dass, als mich im Anfang meiner Erhebung wahrhafte Freunde fragten, wo ich denn hinaus wollte, ich stets antwortete: ich wüsste es nicht. Sie waren darüber gewiss überrascht, vielleicht unzufrieden, aber ich sagte die Wahrheit."

Dass Bismarck zu den Staatsmännern gehörte, die sich nicht von den Umständen herumtreiben liessen, sondern sich ihrer bedienten, aus ihnen lernten, versuchten, sie im rechten Moment zu meistern, geht aus dem Tischgespräch hervor, das er im Januar 1871 während des deutsch-französischen Krieges mit dem französischen Unterhändler und Aussenminister der provisorischen französischen Regierung, Jules Favre, hatte. Er verfocht dort den Standpunkt, „dass der Mensch eben dem Irrtum unterworfen sei und daher die Konsequenzen nicht so weit treiben dürfe, dass sie zum politischen Egoismus werden, der, um nur sich treu zu bleiben und nicht einzugestehen, sich und anderen, dass er sich geirrt habe, lieber das Vaterland zugrunde gehen lasse; er selbst sei ein anderer, als er vor 25 Jahren gewesen, da er die politische Laufbahn als ein unreifer Mann begonnen; man müsse nicht durch Sophismen sich und andere glauben machen wollen, dass man immer derselbe geblieben sei; man müsse dem Vaterland dienen, wie es die Umstände forderten, und politische Meinungen und sogenannte Prinzipien dagegen zurückstellen. Favre, als der echte Doktrinär, bemerkte dagegen, es sei doch schön, wenn man seinen Gesinnungen und Grundsätzen das ganze Le-

ben hindurch treu bleibe..., und als Bismarck das sehr gute Wort sprach: „Das Vaterland will bedient sein, nicht beherrscht", rief Favre sogleich offenbar bewegt aus: „Ganz recht, Herr Graf, das war ein sehr tiefes Wort!" In der Tat traf das Wort in fast unheimlicher Weise auf Favre und das soeben aus den Trümmern der Niederlage entstandene republikanische Regime in Frankreich zu, das auf weiteren Widerstand verzichten und mit dem Sieger Frieden schliessen musste.

Die Herrschaft und die Macht allein machen aus demjenigen, der sie besitzt, noch keineswegs einen überlegenen Staatsmann. Machtfülle kann im Gegenteil eine Versuchung zum Missbrauch darstellen, der schon mancher zum Unheil des ihm anvertrauten Vaterlandes erlegen ist. Nur derjenige, der sie dazu benützt, sie zur Konsolidierung vom Recht, Sitte, öffentlicher Ordnung und Wohlstand zu verwenden, kann hoffen, für die Zukunft gearbeitet zu haben. Denn Ruhm allein ist kein gültiger Wechsel auf die Zukunft. Das fühlt jeder sehr mächtige Herrscher, und daher kommt es, dass jeder auf seine Weise, besonders wenn er einer Revolution oder einem Staatsstreich seine Macht verdankt, mit wahrer Leidenschaft nach der Errichtung oder Stabilisierung der Legalität und Legitimität sucht. Auch in dieser Hinsicht bleibt Augustus das kaum übertroffene Vorbild, war es doch während eines halben Jahrhunderts sein heisses Bemühen, den durch Caesars Staatsstreich und den Sturz der republikanischen Partei entstandenen Riss ausheilen zu lassen und eine legitime, den wohlverstandenen Traditionen gerecht werdende, den Sitten und der Religion entsprechende Ordnung aufzubauen, in die er die neue Autorität des Caesars einzubauen trachtete, um ihr Dauer über sein eigenes Leben und Wirken hinaus zu verleihen. Einen anderen Weg schlug der englische General Monk ein, um sein Vaterland nach den Wirren der Revolution und der republikanischen Diktatur Cromwells wieder in die Bahnen der Sitte, der Legitimität und der Kontinuität hineinzuführen. Bekanntlich stand nach Cromwells Tod im Jahr 1658 dessen Sohn Richard an der Spitze der in wenigen Jahren gezimmerten englischen Republik, deren neue, von dem ungestümen, von Gott erleuchteten Reitergeneral und Revolutionsmann ge-

schaffene Einrichtungen das herkömmliche Königtum ersetzt hatten. Nach 18 Monaten der Anarchie trat der unfähige Sohn Cromwells von der Bühne wieder ab und General Monk, ein energischer und verständiger Mann, ergriff das Steuer. Da das englische Volk der Revolutionswirren überdrüssig war und keine Militärdiktatur wünschte, verordnete Monk Neuwahlen zum Parlament, das dann den legitimen König zurückrief. — Eine andere Schöpfung von weltgeschichtlicher Bedeutung, die einem Aufruhr und einem gewalttätigen Abfall von der legitimen Herrschaft gefolgt war, war die Konstituierung der Vereinigten Staaten von Amerika nach dem Freiheitskrieg gegen die Engländer. Hier war es weitgehend dem Masshalten, dem Weitblick Washingtons zu verdanken, dass sich die Verfassungsmässigkeit des jungen Staatswesens einbürgern und konsolidieren, d. h. in die Sitte übergehen konnte. Die peinliche Rechtlichkeit, mit der dieser zum ersten Präsidenten der Union gewählte General der aufständischen Kolonisten es vermied, seine persönliche Autorität zu missbrauchen oder seine tatsächliche Macht in eine Diktatur umzuwandeln, war vielleicht sein grösstes Verdienst. Denn dadurch führte er sein junges Vaterland auf den Weg normal funktionierender, freier Institutionen. Besonders auch die Weigerung Washingtons, sich für eine dritte Periode von vier Jahren zum Präsidenten wählen zu lassen, und die schlichte Vornehmheit, mit der er sich wie ein einfacher Bürger ins Privatleben zurückzog, waren an jenem Ende des 18. Jahrhunderts für europäische Begriffe etwas unerhörtes.

Es ist für die damalige historische Lage bezeichnend, dass man sich nach Bonapartes Staatsstreich vom Brumaire 1799 in Frankreich fragte, ob er Monk oder Washington sein werde, d. h. ob er den König zurückrufen oder eine freiheitliche Republik mit autoritärer Spitze gründen werde. Nun lassen sich fremde Beispiele nicht einfach übertragen und Präzedenzfälle nicht einfach wiederholen. Wohl erzeugen in der Politik ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen, und ähnliche Situationen erheischen ähnliche Lösungen. Aber wenn auch die Themen der Geschichte nicht gar so zahlreich sind, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist, so sind die Variationen praktisch in unbegrenzter Zahl vorhanden. Vor allem aber: jede

neue, starke Persönlichkeit gehorcht ihren eigenen Gesetzen. Einem Bonaparte war die kluge Mässigung eines Monk, die Seelengrösse eines Washington nicht gegeben, und ausserdem hatte er vielleicht auch mehr Format als diese beiden und jedenfalls eine Ichsucht und eine Dämonie, die sich weder in Präzedenzfälle einfangen liess noch die kluge und entsagende Geduld zum reinen Dienst am Vaterlande aufbrachte. In jenem Augenblick nach Brumaire, als Frankreich sein Schicksal erwartete und die Weltgeschichte den Atem anhielt, stand der zum führenden Staatsmann und nationalen Symbol gewordene Revolutionsgeneral am Scheidewege. Der Schriftsteller Prévost-Paradol verlangte von ihm, dass er mit Seelengrösse dem erschütterten, durch ein freies Staatsleben zu heilenden Frankreich gegenübertrete. „Und nun", sagt Jacob Burckhardt (wohl mit übertriebener Härte), „behandelte er Frankreich nicht als einen Schutzbefohlenen oder Patienten, sondern als Beute." In Wirklichkeit war Bonaparte, vor allem während seiner Regierungsjahre als Erster Konsul, bestrebt, dem durch die Revolution aus den Fugen geratenen Land solide Institutionen zu geben, die wie „Granitblöcke" das Fundament des Staates bilden sollten, und tatsächlich liegen seine bedeutendsten, weil dauerhaftesten staatsmännischen Schöpfungen auf diesem Gebiet. Er vollendete die Gesetzgebung und das Verwaltungssystem der Revolution, vereinheitlichte das Privatrecht, schuf das moderne Unterrichtswesen, stellte das kirchliche Leben wieder her und gab dadurch der Nation wieder die Grundlagen einer Ordnung und einer Kontinuität. Nur die Kontinuität und Legitimität seiner eigenen Machtstellung und der von ihm gegründeten Dynastie konnte er nicht erzwingen, übrigens nicht so sehr wegen der Widerstände aus dem Innern, als wegen seiner Eroberungen und der durch diese kompromittierten Aussenpolitik.

Als Bändiger und Fortsetzer der Revolution ist Napoleon durchaus nicht eine vereinzelte Figur in der Reihe der weltgeschichtlichen Staatsmänner. In gewissem Sinne hat Augustus eine ähnliche historische Rolle gespielt — wenn auch mit ungleich geschickterer Hand. In unseren Tagen ist die Rolle eines Stalin — historisch gesehen — zweifellos eine ähnliche, und wieder sind es nicht allein die besonderen Verhältnisse

der Umwelt und der Zeit, die hier andere Lösungen gezeitigt haben, sondern wiederum die Einmaligkeit der staatsmännischen Individualität. Nach der tiefen Revolution und dem Bürgerkrieg, die vor einem Vierteljahrhundert Russland erschüttert und eine radikale Veränderung nicht nur der politischen, sondern der gesamten sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen des öffentlichen Lebens herbeigeführt hatten, musste wieder aufgebaut werden, musste die neue Sitte sich einbürgern, mussten die andersartigen Prinzipien und Bedürfnisse einer Lösung zugeführt werden, musste in irgendeiner Art die Gegenwart an die Vergangenheit anheilen. Lenin war der grosse Erschütterer gewesen, der Typus des von einer Idee besessenen Reformators oder Glaubensstifters, der tätig und konsequent die Mittel zur Anwendung brachte, um das Alte zu stürzen und dem Neuen zum Durchbruch zu verhelfen. In ihm lebte etwas von der Geistesart (natürlich nicht von der Geistesrichtung) eines Mohammed, eines Calvin, eines Ignaz von Loyola, eines Cromwell, eines Robespierre. Das sind Männer von besonderem Schlag, die ungeheure Energien zu entfesseln imstande sind, die aus dem Feuer ihrer Seele und aus dem gedanklichen Gebäude ihrer — religiösen oder politischen — Theologie einen Brand unter die Menschheit werfen und doch auch durch ihren kalten Verstand und praktischen Sinn zur Realisierung ihrer Ideen befähigt sind. Es sind Erschütterer, die als Glaubenskämpfer nach der Macht streben, um ihre Ideen durchzusetzen, und bei denen der äusserste Fanatismus sich eigentümlich mit einer durchaus politischen Fähigkeit zur Aktion, zur politischen Strategie und Taktik vereinigt. Wie dem auch sei: es bleibt nach derart schweren Erschütterungen, wie sie von religiösen, politischen und sozialen Krisen ausgelöst werden, immer die schwere Aufgabe zu lösen übrig, die Dinge zu ordnen, sei es im Gegensatz zu den Ideen, die diese Stürme heraufbeschworen haben, sei es zu ihrer Verwirklichung. Es ist bezeichnend, dass auf dem Denkmal für die Reformation Calvins in Genf die Standbilder von Fürsten und Staatsmännern stehen, darunter diejenige des Grossen Kurfürsten von Brandenburg; würde man Ignaz Loyola ein ähnliches Denkmal errichten, so müssten auch die Standbilder Philipps II. von Spanien, Kaiser Ferdinands des

Katholischen und anderer Verwirklicher der Gegenreformation neben denjenigen der Gründer des Jesuitenordens stehen. Im heutigen Russland ist in vielen Städten ein Denkmal zu sehen, das Stalin neben Lenin zeigt, und wenn man auch zu den historischen Vorgängen des eigenen Jahrhunderts die wünschbare Distanz nicht besitzt, so ist es doch klar, dass der heutige Diktator der russischen Sowjetunion mit starkem Verstand, ordnender Hand und unbestreitbarem staatsmännischen Sinn dem neuen Staat die Institutionen, die Verfassung, die Armee, die Verwaltung, das Schulwesen mitsamt der wirtschaftlich-technischen Grundlage eines modernen Industriestaates zu geben bemüht war, um ihm Dauer zu verleihen. Wie weit auch dort aus Exzessen, aus Vergewaltigung und Machtmissbrauch nachteilige Folgen entstehen oder Rückschläge eintreten werden, ist umso weniger vorauszusagen, als inzwischen unter der Regierung dieses Diktators ein Krieg um die Existenz des Sowjetregimes und des russischen Volkes ausgebrochen ist.

Das alte und ewig neue Problem der Regierung eines freiheitlichen Staates wurde von dem griechischen Geschichtsschreiber Thukydides in gültigen Worten beschrieben, als er über den Führer der athenischen Demokratie, Perikles, folgendes aussagte: „Das hing aber alles damit zusammen, dass Er, mächtig durch sein Ansehen und seine Einsicht, für Geld völlig und in durchsichtiger Klarheit unzugänglich, die Masse in Freiheit niederzuhalten vermochte. Er liess sich nicht von ihr führen — er vielmehr war der Führer. Denn weil er nicht mit unlauteren Mitteln seine Macht gewonnen hatte, brauchte er nicht der Masse zu Gefallen zu reden, sondern, gestützt auf sein Ansehen, konnte er sogar mit seinen Worten einmal offen ihren Zorn herausfordern. So oft er z. B. empfand, dass sie in unangebrachter Ueberhebung sich erkühnten, schlug er mit seinen Worten auf sie ein, bis sie Angst bekamen; und wiederum, wenn sie grundlos verzagten, richtete er sie zu neuer Kühnheit auf. So war es, dem Namen nach Volksherrschaft, tatsächlich doch ein Regiment unter der Führung des ersten Mannes. Mit denen, die nach ihm kamen, trat darin eine Wendung ein. Da sie als Persönlichkeiten auf derselben Ebene standen und doch sich danach reckten, jeder der erste

zu werden, liessen sie sich dazu herbei, der Masse zu Gefallen sogar in der Sache nachzugeben. Daraus folgte, was bei einer Grossmacht, die auch noch ein Reich besitzt, unvermeidlich war, ein Fehler nach dem andern, vor allem aber der Zug nach Sizilien. Hierbei lag der Rechenfehler nicht einmal so sehr in der falschen Einschätzung der Angegriffenen als hauptsächlich darin, dass die für das Unternehmen Verantwortlichen daheim nicht die weiteren Entschlüsse fassten, die zum Frommen der Unternehmung nötig waren, sondern vielmehr mit ihrem persönlichen Ränkespiel um die Gunst des Volkes die Operationen des Heeres immer mehr lähmten und die Belange des Staates, zum ersten Male in unserer Geschichte, mit ihrem persönlichen Zwist ganz durcheinander brachten."

Die Möglichkeiten wie die Gefahren, die des Staatsmannes in einem demokratischen Staat, besonders wenn er eine Grossmacht ist, harren, werden hier an einem typischen Beispiel dargetan. Was in der neuen und neuesten Zeit der Staatsmann in einem freiheitlichen Grosstaat vermag, lehrt die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika und Grossbritanniens. Auch die stärkste Persönlichkeit ist dort an die Gesetze, an das Herkommen, an bestimmte politische Konventionen, an Wahlen und Parteien, an parlamentarische Debatten und dergleichen gebunden. Die Sitzungsberichte des britischen Unterhauses, in denen die grossen Kämpfe eines Gladstone und Disraeli, die feurigen Reden eines Lloyd George wie die trockene Geschäftlichkeit eines Baldwin und Chamberlain und die Hammerschläge, mit denen ein Winston Churchill auf das nationale Gewissen einschlug, verzeichnet sind, bedeuten das Geschichtsbuch eines parlamentarisch regierten, halb oligarchischen, halb demokratischen Staates und eines jedenfalls sehr freien Volkes, das auch dem hervorragendsten und verdienstvollsten seiner Premierminister niemals eine Uebertretung der politischen „guten Sitten" und Gewohnheitsrechte gestattet hat. Ein Regime zugunsten eines Einzelnen, d. h. eine Diktatur, konnte daher in England seit Cromwells Zeiten nicht entstehen. „Ich bin nicht ein Diktator", sagte Churchill, „ich bin der Diener des Unterhauses und der Agent des Kabinetts". Die Geschichte der grossen Präsidenten der Vereinigten Staaten

würde ebenfalls reiche Aufschlüsse über den an Institutionen und Rechte gebundenen, aber mit ausserordentlicher Macht ausgestatteten Staatsmann einer autoritären Demokratie geben, und es ist anzunehmen, dass bedeutende Präsidenten wie Jefferson, Abraham Lincoln, Wilson, die beiden Roosevelt zu den Staatsmännern der Neuzeit zählen, von denen eine tiefe und dauernde Wirkung ausgegangen ist.

Es ist eigentlich nicht anzunehmen, dass der Staatsmann der Gegenwart grundsätzlich andere Probleme zu lösen hat als der Staatsmann der Vergangenheit, denn er hat es immer mit den gleichen Kräften zu tun. Wenn man dazu neigen sollte, dies dennoch zu glauben, so kommt es davon her, dass wir in einer Krisen- und Revolutionszeit leben, wo Nationalpolitisches, Sozialpolitisches und Weltpolitisches sich zu einem Knäuel verwirrt hat, so dass ungewohnte und in irgendeiner Art ausserordentliche Männer wie Lenin, Stalin, Atatürk, Mussolini, Hitler, Tschiang Kai schek auf die Bühne des grossen Weltgeschehens getreten sind. In gewissem Sinne rufen die Taten dieser Männer und die Erschütterungen, die über die Welt gehen, auch neuartigen Regierungsmethoden, von denen dann auch diejenigen Staaten nicht ganz verschont bleiben, deren Entwicklung in den Bahnen des Herkommens und der Legalität geblieben ist. Ein Churchill ist britischer Premierminister nach Gesetz und dem Willen der Parlamentsmehrheit, wie ein Franklin Roosevelt Präsident durch Volkswahl und im Rahmen der Verfassung ist; aber die gewaltigen Aufgaben, die sie infolge des Kriegszustandes lösen müssen, lassen sie auch zu ungewohnten Mitteln greifen und verleihen ihnen eine weit über die verwaltungspolitische und gewohnte Demokratie hinausgehende Autorität und Machtfülle. So tritt zweifellos in unserer Zeit die Gestaltung der Ereignisse und Verhältnisse durch einzelne Staatsmännerpersönlichkeiten wieder stark in den Vordergrund. Die Schicksale der Völker hängen wieder stärker von der Individualität, vom Charakter und den Geistesgaben ihrer Führer ab. Da ausserdem die Krise des 20. Jahrhunderts zu einer gewaltigen Steigerung der Staatsmacht geführt und weitgehend das Prinzip der Gewaltentrennung, ja der Legalität überhaupt zerstört hat, hat die Bedeutung und Verantwortung der führenden Politiker im entsprechenden Masse zuge-

nommen. Im gegenwärtigen Krieg sieht es tatsächlich aus, als ob die Ereignisse von einigen wenigen Männern aus eigener Machtvollkommenheit gestaltet würden.

Damit in einem gewissen Widerspruch steht, dass infolge der modernen Wirtschaft und Technik und der immer ausgedehnteren Intervention des Staates in alle Lebensgebiete eine starke Spezialisierung der Ressorts eingetreten ist, so dass die führenden Staatsmänner mehr als in alten Zeiten auf den Rat von Beamten, Experten, Spezialisten, Interessenvertretern usw. angewiesen sind. Es dürfte die schwierigste Aufgabe aller Staatsmänner unserer Zeit sein, den Ueberblick über das Ganze nicht zu verlieren und doch bei ihren Entscheidungen die Meinungen der verschiedensten Ratgeber und Spezialisten zu berücksichtigen. So sahen wir unter Roosevelt in Amerika den New Deal entstehen und in Russland zahlreiche spezialisierte Institute arbeiten; ohne systematische Verwendung wissenschaftlicher Methoden kommt die moderne Staatsführung nicht mehr aus. So sind heute Kommissionen, Aemter und allerlei Gremien, von denen in den Verfassungen kein Wort steht, mit der Ausarbeitung von Plänen oder der Lösung von Spezialaufgaben betraut. Die heutige Zeit hat traditionelle Rahmen und legale Formen gesprengt, und umso sichtbarer trat die Politikerpersönlichkeit in die entstandene Lücke. Aber letzten Endes untersteht die Staatskunst ewigen Gesetzen, denen kein Staatsmann ungestraft zu entrinnen sucht.